

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

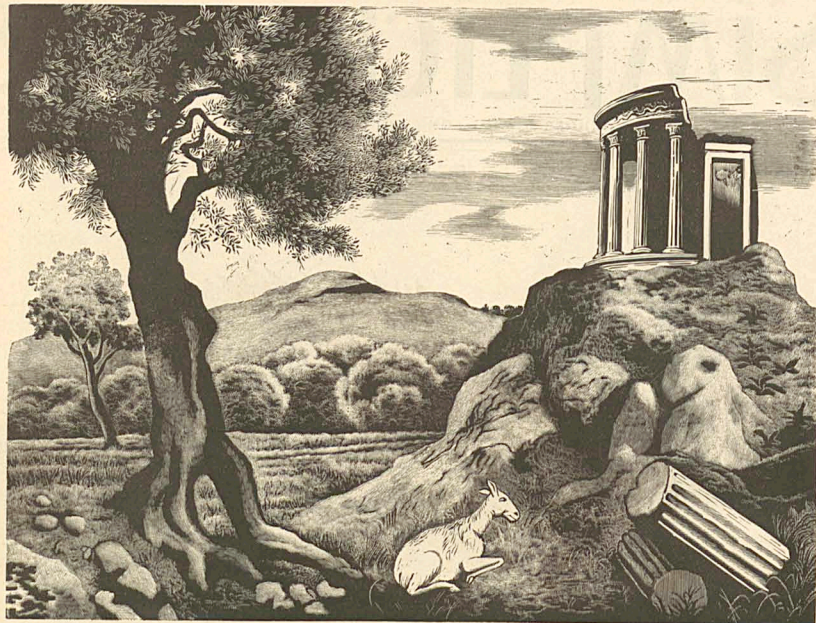
IM BAUCHE DES BÄREN

OLAF GULDBRANDSSON 43



„Ich habe so das Gefühl, als ob wir ihm doch ein wenig zu weit entgegengekommen wären!“

Nel ventre dell' orso: „Ho pure un certo senso che noi l' abbiamo accontentato un po' troppo!..“



DER BERG

Mein Bergführer war der Maxl. Er hatte die Schil geschultert, ein Sportgeschicht auf seinen Bubenkopf gesetzt, Rucksack umgeschmalt und Schi, Hände und Hosen tüchtig mit Wachs eingeschlert.

„Wo gehst's hin, Maxl?“

„Auf den Berg.“

„Darf ich mitkommen?“

Maxl musterte meine unsportliche Kleidung, besah kritisch meine Stadtschuhe, meinen Wintermantel, meinen Filzhut, und am liebsten hätte er gesagt: „Mann, in dieser Aufmachung willst du dem weißen Tod, der auf dem Berge lauert, ins Auge schauen?“ Er machte aber eine zusagende Kopfbewegung ins Unbekannte hin und wir schritten beide vorwärts wie Amundsen und Nansen in die weite Schneewüste hinein.

Die unendliche Schneewüste? Unabsehbar dehnte sie sich, der Horizont war verhangen, Sturm peitschte den Schnee über das Land. Ist das Grönland, ist das Kamtschaka, die Tundra, Kitzbühel oder der Ariberg? Nein, es ist nur ein Stückchen Land am Rande der Großstadt. Max hat die Führung. Aber wo ist der Berg? Da hobt Maxl Amundsen die Hand und deutet vorwärts, wie Christoph Kolumbus selnerzeit die Hand hob, als er sagte: „Gemach, Caballeros, dort liegt Amerika!“ Ich sehe den Berg noch immer nicht, bis wir an seinem Fuße stehen. Da ragt er himmelwärts. Vier Meter hoch ragt er in den

Xiher, und oben am Grat bläst der Wind eine Schneefahne wie bei einem erwachsenen Berg. Wir durchklettern die Südwand ohne Rast zu machen. Auf Wasser sind wir dabei nirgends gestoßen. Achtung, ihr Mannen, die Feldflaschen vorher füllen! Ein herrlicher Rundblick lohnt unsere Mühe. Das majestätische Haupt einer Gasanstalt liegt zum Greifen nahe, rechts dehnt sich die gewaltige Kette einiger Hinterhäuser und zu unserer Linken erheben sich dräuend die Schrofen einer verlassenen Badeanstalt.

Wir sind nicht allein hier auf einsamer Bergeshöhe, viele kleine Schläufer beleben den Nordhang des Berges und immer wieder geht es in tausender Fahrt die vier Meter hinunter ins Tal. Einige Väter geben ihren Kindern ersten Unterricht im Schilaufen. „Spitzen zusammen“, ist der allgemeine Ruf und „Oberkörper vorbeugen“.

Einige Mittelschüler tun so, als mache ihnen dieses Herunterrutschen keinen Spaß, sie wollen nur die Schi wieder ausprobieren und versuchen, ob das Schiwachs sich bewährt. Sie probieren stundenlang und können dabei nur mühsam ihre Würde als Sportsleute unterdrücken, für die so ein Berg eigentlich eine Schande ist. Auf einigen Schi sind auch ältere Herren angebracht, die stehen nicht mehr fest und ruinieren das Sportgelande beträchtlich. Der Abstieg über den Nordhang war sehr lohnend. Wir kamen an einer richtigen leeren Konservendöschle vorbei und passierten einen Rodelschlitten, der mit einer Mutter bis zum Überlaufen gefüllt war.

Foltzick

FROHE AUSSICHT

Balß gibt's nun wieder echten Kaffee. Ich lob' ihn über den grünen Klee, weil in den unscheinbaren Bohnen psychomotorische Kräfte wohnen, die uns in höhere Sphären entrücken, die uns mit Optimismus beglücken, die staubige Seele gründlich säuern, den schlaffen Mut erneuern, beleuern et cetera ...

Wohlauf, wohlauf!

Die Kaffeemühle auf den Plan und recht als Orgelmann geknüttelt!

Ha, wie bloß schon das Pulver duftet!

Jent Walfer drüber, hochend heiß! Durch's Filter tropft der braune Schweiß - und Wonne ist der Mühe Preis.

Ein Wunder, hold und haum zu fassen! Es reicht für zwölf bis dreizehn Taffen, und nimmt Man etwas kleinere her, logar für mehr.

(Man kann den Trank auch dünner machen. Das möcht' ich aber nicht empfehlen.)

Ratatöhr

Propaganda gegen Granaten

(Wilhelm Schulz)



„Sehr brav von den amerikanischen Arbeitern, daß sie uns so schönen Explosivstoff geschickt haben, dafür werden wir von unserem liefern!“

Propaganda contro granate: “Bravi davvero i lavoratori americani che ci hanno spedito un materiale esplosivo sì bello! In ricambio noi ne forniremo del nostro!,”

Die Dreierkonferenz

(Erich Schilling)



Sie berät über den Frieden, den sie der Welt bringen möchte!

La conferenza dei tre discute sulla pace ch'essa vorrebbe dare al mondo!

DEMOSTHENES

VON SCHLEHDORN

Ob wohl Demosthenes Lampenliebhaber gehabt hat? Jedenfalls hätte er welches gehabt, wenn ihm kurz vor Tisch gesagt worden wäre, er müsse zu Tante Wandas Geburtstag reden, weil Onkel Hans, der Präsident, krank sei. Daß Demosthenes nicht aus dem Stiegriff reden konnte, ist historisch. Tischreden von Demosthenes sind nicht erhalten. Außerdem ließ sich über König Philipp von Mazedonien mehr sagen, als über Tante Wanda, die alljährlich ihre ganze Verwandtschaft von nah und fern zu einem opulenten Geburtstagsdinner in die kleine Stadt und in ihr großes Haus einlud, — und alljährlich an Umfang zugenommen hatte.

„Unsere Erbmasse“, nannte sie Rolf, der Referendar, despektierlich. „Sie setzt Jahresringe von Fett an“, flüsterte Hans-Jürgen, der Leutnant. „Sie ist ein abendfüllender Eindruck“, stellte Regierungsrat Julius bei sich fest.

Du sollst gegen Erbtanten nachsichtig sein und von edler, abwartender Ehrfurcht — lehrt Buddha, dessen Statue sie ähnelte. Sie hatte ein gutes Herz für Alle und aß für Zwei (mehr hatte ihr der Arzt verboten). Ihr Teller genierte sich, wenn sie zu griff. „ne gute Magen ist mir lieber, als ein schlechter Teller“, sagte sie in ihrem rheinischen Dialekt, verzichtete gern auf Entbehren und freute sich über Jeden, dem es auch schmeckte. Tischreden sind die schwierigste Gattung der Rhetorik. Man milkäufert bis zum Breiten und kommt nicht zum Essen, und später trinkt man zuviel, weil es überstanden ist.

„Du bist heute nicht sehr unterhaltend, Julius“, bemerkte seine Schwägerin Margarethe spitz, „aber du sollst ja wohl reden. Mein Eugein ist vor zwei Jahren auch stecken geblieben.“ Nun schlug Julius an sein Glas. „Aahl — Pst!“ — Stille. —

Die gesamen Bürger von Athen, ja selbst des Demosthenes Gegner, die Gruppe um Äschines, waren nicht so kritisch, wie die liebe Familie von 20 Personen an dem großen Tisch um das Portalan mit dem Streublenmuster herum. Der Professor rückte an der Brille und wartete auf eine Unlogik, der Arzt auf eine Zweideutigkeit, der Leutnant auf eine Gelegenheit zum Lachen, Kusine Brigitte (die auf dem Punkt war, wo ein junges Mädchen plötzlich eine alte Jungfer wird) auf einen Anlaß zur Entzündung. Und alle auf das Ende. Die Herren fixierten den Redner, die Damen sahen mit leerem Lächeln vor sich hin, und Vetter Fritz vom Lande ließ sich mehrfach neo einschicken.

Julius jedoch, da bei Tante Wanda von Geist und Schönheit kaum die Rede war und von ihrem Alter nicht geredet werden durfte (sie liebte Geburtstage ohne Alterwörter), hatte sich auf die schon von dem Hofdichtern der Renaissance mit Erfolg erneuerte Methode zurückgezogen: er schilderte, wer alles und wie gern Jeder zu dieser Feler erschienen sei. Die Genannten reagierten auf ihre Erwähnung meist mit einem mütterlich-geschmeichelten Lächeln, Onkel Kar, in Firma „Treibblumen AG.“, mit einer Verbeugung, der Landgerichtsdirektor mit plüdervergewohntem Gleichmut, und Vetter Fritz lief Prost.

„Sie alle kamen“, faßte nun der Redner in geschickter Steigerung zusammen, „sie alle kamen und waren erwartungsvoll versammelt, und zuletzt erschien —“ aber da entfuhr es ihm: „erschien Tante Wanda in Massen ...“

Tubelndes Gelächter rund um den Tisch. „... ich wollte sagen: in Massen die Nechten und Niffen, die Tonkel und Anfen ...“

Vergeblich suchte Frau Dorette mit ängstlichen Augen Hilfestellung zu geben. Julius verhedderte sich rettungslos.

„Auch Demosthenes“, fuhr er endlich fort „hat sich bekanntlich, als er vor König Philipp reden sollte, verheddert.“ — Aber es half nichts mehr.

Die Wirkung war hin, und eilig steuerte er das Wrack seiner Rede in den Hafen des Dreimal hoch Alles trank geräuschvoll auf das lange Leben der Erbtante.

Vetter Fritz vom Lande kam mit seinem Glas: „Großartig hat du das gemacht mit den Massen, Julius.“ Julius wollte erklären, daß es lediglich ein Irrtum in der Setzung des Kommas, in der Länge der Pause, ja, nur in der Betonung gewesen sei. „Weiß schon, weiß schon“, sagte Vetter Fritz, „es war großartig!“

Die übrige Familie fühlte sich eins in dankbarer Schadenfreude. Nur Frau Dorette trank ihrem Mann ermunternd zu, — du brauchst dich bloß zu blamieren, denn zeigst sich die wahre Liebe. Tante Wanda hatte nichts gemerkt. Aber nun wird ihr's Brigitte versetzen, Brigitte, das Ekel... So grüßelt Regierungsrat Julius noch vom Einschlafen und trat zornig gegen den Botpfosten. Hätten sie mich bloß mit ihrem bloßen Lachen unterbrochen... Er benedite die Tiere, die auch feiern, indem sie futtern, aber nicht dabei Tischreden, weil sie nicht können. Einen entlaufenden Hund kann man zurückpfeifen, ein entflohenes Wort nie. Tante Wanda erschien in Massen. Zuletzt schlief Julius ein und träumte: Er träumte, er sei in den Himmel gekommen, d. h. nur in dessen Wirtschaftsräume, geführt von einem Engel, d. h. nur einer himmlisch-technischen Assistentin, die etwas von der säuerlichen Art der Kusine Brigitte zeigte.

Da standen in Reihen große Blechkübel. Gleich am Anfang einer, in den durfte jeder, wenn er in den Himmel kam, sein Päckchen ablegen, das er auf Erden getragen, — ein Zwischending zwischen Gerodbe und Müllleimer also. Derin lagen Schlägen und Wandermilern und Prozabäiten und manch leeres Portemonnaie, an dem sich schwerer trägt als an einem vollen, und mancher Pantoffel, unter dem einer gestanden.

Das nächste Behältnis trug die Aufschrift: „Unerfüllte Wünsche“. Davon schütteten wir immer etwas in die Frühlingsluft“, erklärte der Engel. „Das macht die Luft so interessant, daß alle Herren an junge Mädchen denken, und alte Damen an die Zeit, wo sie noch junge Mädchen waren.“ Dann folgte ein Riesenkübel, darauf stand: „Ergebnisse Arbeit“. „Ja“, sagte der Engel, „wir wissen auch nicht recht, wohin damit, — zumal die Arbeit doch ihren Lohn in sich selber trägt. Es sind durchschnittlich 65 Prozent Arbeit, die ohne Ergebnis ist, dazu verderben die guten Freunde meist noch 10 Prozent, die guten Feinde weitere 10 Prozent, — wer mit dem Rest durchstößt zum Erfolg, der kann seine Memorien schreiben.“

Daneben stand ein ganz kleiner Kasten: „Reiner

AUSGANG

*Ich ging am Abend nochmal weg,
um Luft und möglichst etwas Grog zu schnappen,
kam spät zurück und sah mit Schreck
ein dunkles Unding durch den Garten tappen*

*Ich nahte mich mit Schlich und Pusch,
das Ungeheimel näher auszuspihen,
Es stapfte schwer um Beet und Busch
und blieb besinnlich unterm Flieder stehen.*

*Mit weiten Augen nahm ich wahr,
was für ein milder Unflug mir passierte:
daß es mein Kachelofen war,
der hier zur Nachtzeit osman promovierte.*

*Ich hab mich in den Arm gezwickt,
bis mir die Schuppen von den Augen sprangen:
ich hatte ihn nicht gut beschickt,
da nur der Ofen — ausgegangen.*

freier Wille (nach Kanf). Aber es war wenig darin. Und nun kamen zwei große Behälter, Der eine höchst umfangreiche enthielt „Worte, die zu wenig gesprochen sind.“ — Der Engel ließ Julius hineinsehen. Da war manches „Ja“, das leider ungesprochen geblieben, z. B. das Jawort, das Brigitte auf die Werbung des Assessor Schmidt nicht gab, weil er eine Glätze hatte. Nun war sie sitzen geblieben. Da war noch mehr „Nein“, die eigentlich hätten gesprochen werden müssen: „Nein“, wenn das allerletzte Glas angeboten wird, „nein“ in verführerischen Sommerächtern, „nein“ bei Bestechungsversuchen oder noch schlimmeren Versuchungen. Da war die Schmelchele, die man vergessen hatte im richtigen Moment der schönen Frau oder dem großen Mann zu sagen, die Zurechtweisung, die im Zudringlicher verdient hätte, und ungezählte ausgezeichnete Bemerkungen, die einem eingefallen wären, genau fünf Minuten, nachdem die Besprechung zu Ende war. Dem König Schlächterflug wird häufiger wiederholt und feiner durchgeführt als die, die auf den Schlag nicht fertig war. Und endlich eine Menge Examentarvorten — richtig, da war auch das Preußische Polizeigesetz von 1883, des Julius im Examen nicht gewußt hatte... Aber neben diesem Behältnis der zu wenig gesprochenen Worte erhob sich ein wahrer Silo, groß wie eine Gasanstalt: Zuviel gesprochene Worte“, war die Aufschrift. Das brodelte und quirlte von „nicht wahr“ und „wissen Sie“. Von Worten, mit denen man sich an der Ecke festgeschwätzt, Worten, verschwand an wertlose Dinge und Leute, oder Gerede über Vorfälle und Nachbarn, Gerüchte, die wachsen wie Lawinen, und Phrasen, die schumpfen, wenn man sie näher ansieht. Lügen, die kurze Being hatten, und Sportworte, die einen Schwanz von Weiterungen nach sich zogen. Worte, mit denen einer aus Eitelkeit ein Geheimnis verriet, oder um eines Wortspiels willen eine Freundschaft verriet, oder Confidenzen, mit denen er sich selbst verriet. Und so mancher lapsus linguae, den man nachher tausendmal bei sich korrigiert und revoziert und unformuliert. Und obnauf schwamm: „Tante Wanda erscheint in Massen, in Massen, in Massen.“

„Wohin kommt das nun?“ fragte Regierungsrat Julius schaudernd. Der saure Engel zeigte ihm an der Seite einen Griff, der an einer Kette hing, „Bitte ziehen.“

„Spülen wir hier, so ergibt sich der Inhalt direkt in die Hölle. Denn da gibt es außer der gewöhnlichen Strafe, zu schwelgen, die schwerere Strafe, daß einer dauernd fremdes Gerede anhört muß, die noch schwerere: daß er alles anhört muß, was er selbst überflüssig geredet hat. Und als schwerste: daß er seine zuviel gesprochenen Worte noch einmal sagen muß, und immer wieder, in Massen, in Massen, in Massen.“

„Fürchterlich“, sagte Julius. Da ging der Engel in die Breite, nannte Tante Wandas Züge an und sagte traurig: „Akkurat an meinem Geburtstag hätte das besser sein lassen. Dies Jahr laß ich Euch nicht nach Bordjora ein.“

Hier erwachte Julius.

Sie konnte er auch Dorette nichts vom Himmel selbst erzählen. „Da wird es wohl“, meinte er, „Freuden sonder Zahl (nach Schubert) geben. Und zwar lauter erlaubte Freuden. Also ganz, wie in einer glücklichen Ehe. Nur natürlich alles metaphysisch, absolut transcendental.“

„Ach so“, sagte Dorette. —

Später sind sie zu Tante Wanda gegangen, um sich zu verabschieden und sich zu entschuldigen. Sie saß friedlich und umfangreich in ihrem Sofa, ab Biskuits und bedankte sich für die wunderschöne Rede. „Du hast doch gesehen, wie sich die Familie gefreut hat! Julius fand, daß die gute Tante fast hübsch aussähe, und auch Brigitte erschien ihm heute jugendlich.“

„Auf Wiedersehen in Bordjhora“, sagte Tante Wanda beim Abschied, „dann muß du mir noch mehr von dem alten Griechen erzählen, der keine Reden halten konnte.“

DIAKS PAULUN

DIE SACHE MIT CHRISTINE

VON ERNST HERMANN PICHNOW

Springe, der alte Lotse von der Station 3, strich sich vergnüglich den Spitzbart und schmunzelte über das runde Gesicht:

„Je... nun... die Sache mit unserem Kameraden Hein Polters, das ist ein dolles Stück für sich, wissen Sie nicht, wie das mit der Christine Lohmann gekommen ist! Muß ich Ihnen erzählen!“ Den ausgebrannten Zigarrenrest zündete Springe neu an.

„War mein Freund, hat mir alles berichtet, aber jetzt kommt er auch nicht mehr zum Kegeln und zum Skat. Schadel Fangen wir also von vorn an. Als seine erste Frau, die Luise, vor zwei Jahren für immer die Augen zumachte, hatten wir gedacht, es würde nun mit Hein Polters ein bißchen anders werden. Gewiß, die Luise war eine treue und brave Hausfrau, aber sie schaute ihm doch zu sehr auf die Finger, zählte ihm die Zigarren und die Gläser Bier nach, war krauserig und kleinlich, und das ist nicht gut! Hatte ihn ganz unter dem Pantoffel, wie man das so nennt, und nichts durfte er eigentlich ohne sie machen. War ein Kreuz, und steht unter Manneswürde, sich so unter die Fuchtel kriegen zu lassen.“ Mißbilligend schüttelte der Lotse den Kopf.

„Nein... ein Mann muß ein Mann bleiben, aber er war eben zu gutmütig, und Gutmütigkeit kann in Dummheit ausarten. Als dann die Trauerzeit herum war, haben wir uns den Hein vorgenommen. So, mein Junge, nun wirst du dir mal was gönnen, wo du doch eine hübsche Stange Erspartes auf der Kasse liegen hast! Da er durch seine Pension für das Alter versorgt war, was hatten die zusammengekratzten Groschen denn für einen Sinn? Sollte eine Reise machen, wo er bisher nichts vom Leben hatte und meinten es gut mit ihm. Hein Polters schob die Pfeife von dem rechten in den linken Mundwinkel, sah uns alle dummen an und knurrte nur: „Jo... Jo... will ich dir mal überlegen!“ Da wußten wir noch nicht, daß alles schon wieder zu spät und Hein Polters längst wieder mit seiner dämlichen Gut-

mütigkeit hereingeschlidert war.“ — Schwer stöhnte Springe auf.

„Da wohnt also mit ihm in einem Hause in einem Zimmer die fünfzigjährige Witwe Christine Lohmann, und schon nach ein paar Tagen hatte, klopfte sie bei Hein Polters an. Ein paar dicke Tränen kollerten über ihre Wangen und in wehleidigen Worten packte sie ihr Mißfeld aus. Der arme Polters wäre doch nun in einer geradezu schrecklichen Lage, keiner sei nun da, der für ihn Sorge, der Sohn sei in Breslau, und ein Mann in seinem Alter wäre doch allerhand Bequemlichkeit und Gemütlichkeit gewohnt, und sie sei nicht abgeneigt, ihm die Wohnung sauberzuhalten und auch für ihn zu kochen, wenn er wollte!“ Eine Frau müßte er für die Dinge doch haben. Sie kannten sich doch nun auch schon einige Jahre, und nur aus reiner Menschlichkeit und Nächstenliebe böte sie ihm ihre Dienste an, und Hein Polters möchte hinter ihrem Anerbieten nur keine anderen Absichten vermuten. Und das hat er denn auch nicht getan. In seiner gedrückten Stimmung meinte er, wenn die Witwe das übernehmen wollte, gut, dann würde er ihr am Monatslohn ein Gehalt zahlen. Christine heulte ihm darauf noch ordentlich was vor, wozu sie eigentlich gar keinen Grund hatte, und wurde damit quasi seine Haushälterin.“

„Jawohl, seine Haushälterin“, wiederholte Springe wütend, ballte die rechte Hand zur Faust und ließ sie dröhnend auf den Tisch fallen. „Aber kennt einer die Weiber, und vor allen Dingen eine Witwe von fünfzig Jahren. Die Christine hätte es in sich, Tausend nochmal, müssen Sie mal sehen, wie die doch in Form ist, hat sich den Hein Polters denn ja auch ins Garn gelockt. Aber wie... ja, wie... das ist es eben, diese Raffinesse. Kam der Hein noch bisweilen zum Skat, und fragten wir ihn, wie es zu Hause stände, winkte er ab: „Ginge — — ginge — — die Christine Lohmann macht ihm die Wohnung sauber, kocht ein biß-

chen, und es wäre alles in bester und allerschönster Ordnung!“

Na, ja, so etwas freut einen denn auch. Und als dann ein gutes Jahr herum war, was meinen Sie, da kam der Hein Polters zu mir, aufgeregt, wie ich ihn nie kannte, flog ein ganz Körper: „Jetzt wäre das Maß voll, jetzt höre die Gemütlichkeit nun doch auf, so etwas... nein...!“ Er konnte kaum reden.

Ich habe ihn, da in den Stuhl geklemmt!“ Der Lotse zeigte auf einen behaglichen Sessel im Zimmer. „Einige Gros brachten ihn zur Ruhe, und dann mußte er mit der Wahrheit herzus. Hatte die Christine sich also nach und nach, ohne daß Hein Polters es merkte, alle Gewalt angeeignet. Sie hatte allein das Sagen in seiner Wohnung. In seiner Gemütigkeit wehrte er sich nicht, spürte überhaupt nicht, wie er langsam von ihr eingesponnen wurde und nun wie eine Fliege im Netz saß. Und heute war es ihm doch zu bunt geworden. Hatte nämlich die Christine ihr Zimmer in der ersten Etage aufgegeben und war, ohne Hein Polters lange zu fragen, in das Zimmer seines Sohnes eingezogen. Dort schlug sie einfach ihr Bett auf und räumte ihre Sachen ein. Mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt erklärte sie ihm nur: „das wäre schon gut so und würde so bleiben, Punkt!“

„Soll das so bleiben“, habe ich Polters mit fester Stimme gefragt, „willst du das dulden, Hein?“ „Nein“, hat er mir geantwortet, „ich will das nicht, ich will die Frau nicht in meiner Wohnung wissen, da komme ich ins Gerede und ins Gerede will ich nicht kommen!“

„Gut, Polters, dann wirst du sie eben an die Luft setzen, raus mit ihr, verstanden? So etwas geht doch nicht, und sie ist doch nur deine Haushälterin!“

War ganz verdattert und geknickt, der Hein, schimpfte selber auf seine Gutmütigkeit, aber jetzt wäre es damit vorbei.“

Ein schwerer Seutler rang sich vom Munde des Lotse.

„Er ist mit vielen guten Vorsätzen und festen Entschlüssen von mir gegangen und wollte noch am gleichen Abend sein Recht in seiner Wohnung zurückerobern. Ich habe Hein Polters dann sechs Wochen lang nicht gesehen. Als ich ihn wiedertraf, erkundigte ich mich gleich: „Nun, Hein, hast du sie rausgeschmissen...?“

Zerknirscht hat er mir darauf geblöht: den ersten Tag fand er nicht den Mut dazu, auch nicht den zweiten und dritten. Vier Wochen vergingen, und dann endlich, nachdem er sich ordentlich Mut angetrunken hatte, stellte er Christine zur Rede, und nun brach ein richtiges Donnerwetter los. Aber leider nicht von Hein Polters, sondern von Christine Lohmann. „Was das für eine Art von ihm wäre, angetrunken nach Hause zu kommen und Krach zu schlagen! Und ausziehen sollte sie... jetzt, wo die Leute wußten, daß er...“ hören Sie, ...er, Hein Polters, „sie in seine Wohnung genommen hätte und darüber schon geredelt würde. Was er sich denn unter Frauenstolz und Frauenrecht vorstellte, und ob er denn vergessen habe, wie er ihr die Wangen gestreichelt und sie zärtlich Christinen genannt hätte, ob so etwas etwa bei einer Haushälterin gang und gäbe sei?“ Und dann fing sie jämmerlich an zu heulen, ging ein Gelammer über die Schlechtigkeit der Männer im allgemeinen und im besonderen bei Hein Polters los, und daß sie nun eine arme, schutzlose, dem Gespött der Leute preisgegebene Witwe wäre!“

Je, nun, da war Hein Polters einfach erschossen. Das mit der Wange streicheln und dem Christinen, das hätte er eben auch nicht tun sollen, da saß er nun wieder mal hübsch in der Falle. Schon am nächsten Tage ist er denn mit Christine zum Standesamt gelufen. Kann man dagegen etwas machen, nein“, endete der Lotse, „nur, auf was für Ideen die Frauen kommen! Ich zum Beispiel wäre nicht darauf hereingefallen, aber der Hein, der dumme Hein, mußte es, wo er an sich gar nicht mehr heiraten wollte.“

Die Beule - Il bernoccolo

(J. Hegenbarth)



... und das kommt bloß, weil der Kapellmeister sich immer an meinem Kopf mit der Stimmgabel das a' tollt!“

... e questo viene soltanto perché il Direttore d'orchestra si prende sempre col corista il 'La, sulla mia testa!“,

Das leuchtende Rot

(R. Kriech)



„Bin ich so gut in der Farbe?“ — „Prima — und rückwärts würd' ich mir noch 'n Schlüßlicht draufmalen!“

Il rosso brillante: „Mi sono dipinta bene?“, — „Benissimo! E di dietro mi pingerei sopra anche il fanalino rosso!..“

NIKOLAUS

VON HEINZ STEGUWEIT

Unsere Stadt war noch vorhanden, spät kam ich damals heim, Besorgungen und Besorgnisse hatten mich festgehalten im Dickicht der Straßen, und der Weg nach Hause war durch unfrohe Düsternheit geschehen. Wo alles äußere Leuchten fehlt, da hilft jenes, das man in sich spürt, doch nur platonisch. Eilig hat man's, der Wagen stellt Forderungen, und die Seele brachst Quartier; also wird gehatet, doch in der Finsternis ist heute alle Beschleunigung ein Hindernisrennen. Das ganze Leben scheint ein Hindernisrennen. Aber der Gaul muß durch und hinüber. Wer streicht die Wolken vom Monde weg, wer redet den erloschenen Laternen ins Gewissen — ein Mensch läuft gegen den andern, doch man sagt „Verzeihung“, und solange man Verzeihung sagt, ist noch nicht alles verloren. Nachtwandler wir. Ich sagte, daß ich spät heimgekommen sei. An

der Ecke schon, zwanzig Schritte vor der vertrauten Tür, grub ich die Schlüssel aus der Hose, und weil das Gemisch von Nacht, Einsamkeit und Totenstille auch für die kleinsto Erlösung dankbar ist, klimperte ich mit dem Bündel, das hob die Leune, das machte Mut.

Da trat aus der Nische des Nachbarhauses eine Frau, nicht jung, kaum alt zu nennen, ein mütterlicher Schatten jedenfalls. Das Weibchen flüsterte mich an: „Nikolaus?“ — Wie sollte ich Nikolaus heißen, ich habe nichts gegen die Nikollusse, erst recht nicht wenn sie von Kues sind oder den Beinamen Kopernikus tragen. Ich fühlte mich plötzlich seltsam geborgen in der Haut dieses Nikolaus, der so liebevoll erwartet wurde. Aber ich mußte Abschied nehmen von einem Wesen, das ich nicht war, darum klimperte ich noch einmal mit dem Schlüsselbund, und die Nachbarin, des fremden Tons inne werdend — nicht alle Schlüssel klimpern gleich, wer zählt die Nuancen — sprach weiter ins Dunkle: „Ach, Sie sind nicht mein Nikolaus!“ Ich verneinte, hielt es aber für human, der Verneinung einen bedauernden Klang

mitzugeben: „Leider, verehrte Nachbarin, leider bin ich's nicht. Ist der Nikolaus etwa ihr Sohn?“ — Die mütterliche Frau schob flugs die Frage ab: „Sie kennen ihn?“ — Es tat mir wehe, wiederum das Weiblein entflüchten zu müssen; doch auch diesmal blieb meine Stimme nicht ohne Trost, da ich sagte: „Ich würde mich freuen, Ihren Nikolaus kennen zu lernen.“ — Der Leichtsinn dieser Be-

hauptung leuchtete mir bald ein, da ich grübelte: Am Ende ist der Nikolaus noch ein Kind? Oder ein Lausjunge, der irgendwo mit andern seine Zeit bei Murnelspiel und Blindkuh verگذert? Ich ließ die harrende Mutter nicht im Stich, war vielmehr entschlossen, ihr beizustehen, denn der feientliche Tonfall ihrer Fragen verlangte nach Hilfe, Sorgfalt und Verständnis. Also ließen meine Schlüssel das Klimpren sein, nun hatte ich's weniger eilig, in meinen mannigfaltigen Regungen offenbarte sich des menschenfreundliche Herz. So daß ich, der mütterlichen Frau eine Hand bietend, mit teilnehmendem Wohlgefallen mich dem Katarakt ihrer Erregung hingab, nein, ihrer Anklagen unter. Obwohl es finster war, glaubte ich die Bitterkeit des Gesichts und die Bewegungen der Hände zu beobachten, indes der emsige Mund Jamentierte: „Mein Nikolaus, so was Ungezogenes. Wer weiß, wo er wieder lumpet. Achzehn ist er alt. Und hat's schon mit den Ricken Murnelspiel und Blindkuh? Ach, Sie —!“ Die Mutter wartete seit Stunden auf den Sohn. Hatte in der Dunkelheit bereits siebenmal fremde Herren angesprochen: „Nikolaus?“ Von einer Enttäuschung in die nächste strauchelnd, war sie zuweilen wieder ins Haus gegangen, hatte die Bratkartoffeln vom Herd geschoben und den Kaffee unter die Mütze getan. Hatte auf die Uhr gesehen, die Stunden gezählt und abermals den Gang vor die Haustür gewagt: „Nikolaus?“

Er kam nicht. Und die Frau hob weiter zu sprechen an: „Ich bin Witwe. Hab mir alles abgezogen für den Jungen. Groß sollte er werden und was lernen. Nein, ein Kreuz ist das und eine Schande. Wie spät ham wir?“ Ich zückte die Uhr: „Bald zwölf, Frau Nachbarin. Aber sachte, der Nikolaus wird schon kommen.“

Sie legte die linke Hand vor Büchlein und stützte in der rechten ihre Wangen, wie's besorgte Hausfrauen öfters tun. „Noo, so was. Um achte hat er essen sollen. Aber das Mädel is ja wichtiger. Und der Bengel hat noch nix, kann noch nix, versteht noch nix. Wäre wenigstens die Lehre bestanden. Der Ludrian. Wann mein Seliger das wüßte, der schlug' ihn sammelwech. Aber mein Mann war gut. Weiß Gott, von dem hat er's nit, das Flanieren und so. Nein, der Bruder von meinem Mann, akkurat der war so einer, der is auch nach Amerika durchgebrannt mit 'ner andern — Wie spät ham wir nu?“

Ich sagte „zwölf Uhr achtzehn“ und mühte mich redlich, den Zustand wohlwollender Neutralität zu wahren, mindestens wohlwollend nichtigend zu sein. Doch die mütterliche Partnerin ließ das Schweigen nicht gelten, sie verlangte Charakter und rührte mit den Ellenbogen an meine Seite: „Wat meinen Sie?“

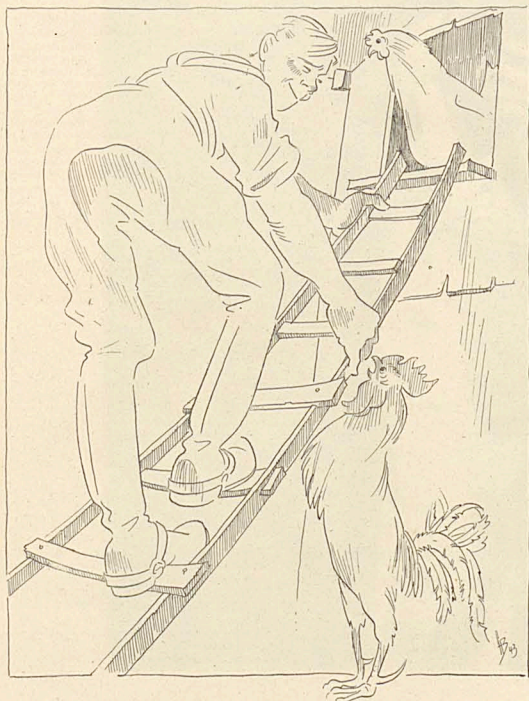
Mich banden keinerlei Beziehungen an Nikolaus, nur die harrende Mutter war mir seit einer halben Stunde vertret und ein wenig auch an die Seele gewachsen. Mich dauerte die Witwe, die jahrelang für den Bengel gesorgt, gepärrt, geschuftet hatte, und nun lief Nikolaus hinter fremden Sternen her.

„Ach ja, Mutterchen, so ist's alleweil im Dasein.“

„Sie sagen auch, daß er ein Lump sei —?“ Hier wurde mir heiß. Ich sollte und ich mußte mich entscheiden, die Nachbarin duldet keine Auswege mehr. Weil ich aber zwischen Nikolaus und mir nicht alle Brücken sprengen wollte, versuchte ich — an die mühsam wermgehaltenen Bratkartoffeln und den Kaffee unter der Mütze denkend — einen mittelschweren Satz, etwa die

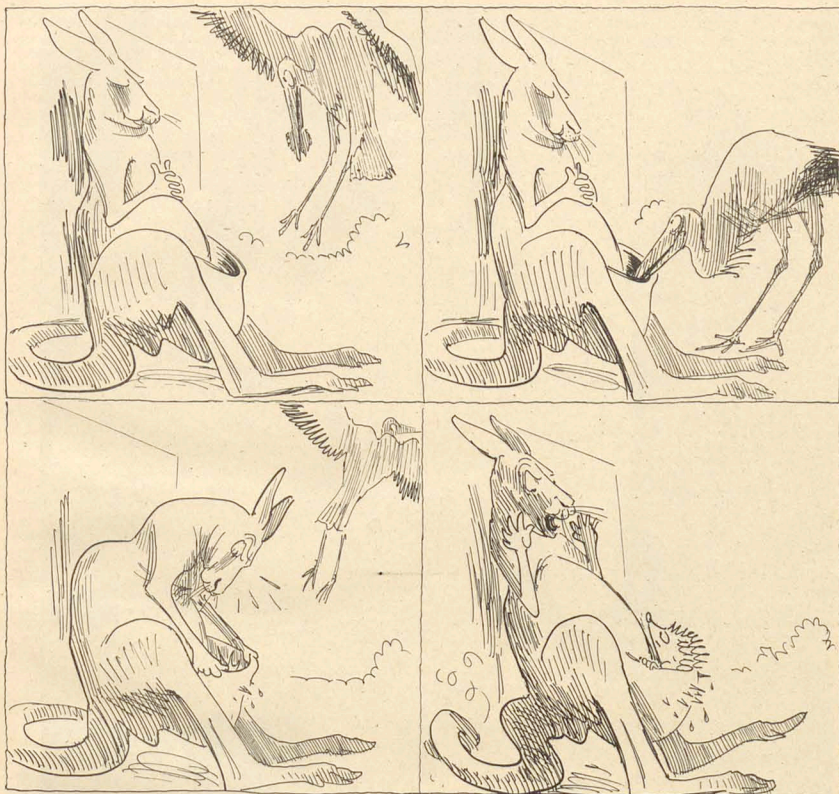
Der Gockel - II gallo

(F. Breyer)



„Sei net so eifersüchtig, damkcher Tropf, damischer — Ich geh la bloß zweig'n de Oar zu deine Henna!“

„Non asser così geloso, gran minchione che sei! ... Solo per le uova vado dalla tua gallina.“



La cicogna maligna

sen: „Sie haben recht, es ist nicht schön von Nikolaus.“

Die Frau wurde rebellisch. Die linke Hand glitt vom Büchlein, die rechte von der besorgten Wange: „Wie spät ham wir jetzt —?“

Auf meinen Bescheid, daß es nun hurtig auf ein Uhr nach Mitternacht losgehe, hub die Mutter laut und allerwärts vernehmlich zu poltern an: „Aber so gestehen Sie doch, daß der Bengel ein Satan ist...“

Sie weinte. Und ihr Schluchzen, das mit der Bitterkeit aller Schmerzen geschah, deren eine veratene Mutter fähig ist, verpflichtete mich, den treulosen Sohn nun wahrlich einen Wicht zu nennen und sein Betragen als ausgemachte Rüpellei zu verdammen...
... da kam der Nikolaus. Mit dem Fünkchen einer Zigarette leuchtete er sich durch die Dunkelheit, sein Gang war lässig, seine Stimme ohne be-

sonderes Schuldgefühl: „Mutter?“ — Und die Nachbarin streckte beide Arme aus, ließ dem Fünkchen entgegen, drückte den Jungen an sich: „Nikolaus, lieber und guter, bin ja so in Sorge, hab ja solche Angst um dich; nicht wahr, nun kommst du zu mir, kommst in die Küche, mein Goldkerl, ach du — Nikolaus...“

Er warf das Fünkchen weg. Ließ sich alle Liebkosungen antun, und ging, die Mutter am Arm, zur Treppe hin, den Bratkartoffeln und dem wärmgehaltenen Kaffee entgegen. Meine Augen aber, die sich ans Finstere gewöhnt hatten, schauten zur Nachbarin hin, deren Blicke freilich die meinigen stumm und wie etwas Feindseliges maßen. So, als wäre ich ein Abtrünniger und ein Verführer, vor dem man den lieben Jungen beschützen mußte.
Ich klamperte erneut mit meinen Schlüsseln. Mein Wort, ich mische mich nie wieder ein.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren zu dritt unterwegs. Ich hatte die Reisekasse. Nach unserer Rückkehr machte ich einen Überschlag.

„Freunde, wir haben viel zu viel Geld verbraucht“, stellte ich fest.

„Schrecklich!“ rief Martin.

„Schrecklich?“ staunte Johannes. „Ich fand es schön.“

*

Ich machte mir Sorgen um einen meiner Neffen. „Der Kerl ist noch so jung, soll aber schon ein recht bewegtes Leben führen. Seine Mutter sagte mir, er tränke sogar manchmal heimlich“, erzählte ich.

„Na, so lange er nicht unheimlich trinkt!“ meinte Johannes beruhigend.

J. Bieger



„Wenn du mich noch weiter so ärgerst, Alfred, bin ich bald zum Skelett abgemagert!“

La sua preoccupazione: „Senti, Alfredo, se continui a darmi noia, presto mi vedrai fatto scheletro . . .!“

DIE SENSATIONSNUMMER

VON JO HANNS RÖSLER

Der Mann, der im Wandelgang des großen Zirkus wartete, sah nicht aus, als ob man auf ihn gewartet hätte. Klein, unscheinbar, von schmächtlicher Figur, so lief er mit gesenktem Kopf vor der Tür des Büros auf und ab. Wenn er sein Gesicht hob, um eine der großen gelben Affchen an den Zirkuswänden zu studieren, so entfiel sein Blick jeder Sicherheit oder des schnellen Erfassens des Gelesenen. Ich will damit nicht sagen, daß er gerade dumme aussah, aber er hätte, wenn er es darauf angelegt hätte, geraume Zeit und vieler Worte gebraucht, die Leute vom Gegenteil zu überzeugen. Und wie man sich gibt, so wird man in der Welt behandelt. Den Unsicheren überflügeln die Siegesgewissen und es ist kein Wunder, daß der Mann, der hier wartete, länger warten mußte als die Tierbändiger, Feuerfresser und die hochbeinigen Ballerinen, die nach ihm kamen und vor ihm in das Büro des Direktors gerufen wurden.

Als er endlich nach zwei Stunden eintreten durfte und dem Direktor mit dem berühmten Zirkusnamen gegenüberstand, drehte er verlegen den Hut in der Hand.

„Ich komme —“
„Sie sind Anlit?“, fragte der Direktor sachlich.
„Gewissermaßen sozusagen ja.“
„Und Sie wollen bei mir aufreten?“
„Sozusagen gewissermaßen ja.“
„Mein Programm ist komplett. Vielleicht später einmal.“

Der Artist war schon wieder an der Tür, Da blieb er stehen und wandte sich noch einmal um.
„Ich wäre aber eine Sensationsnummer gewesen, Herr Direktor.“
„Mein Programm besteht nur aus Sensationsnummern.“

„Wenn auch — das, was ich mache, hat vor mir noch keine gezeigt.“
Der Direktor lächelte nachsichtlich.

„Was zeigen Sie denn?“
„Den Todessprung.“
„Den Todessprung?“

„Ich springe von der Zirkuskuppel mit dem Kopf voran in die Manege.“
„Mit Netz?“
„Nein. Ohne Netz.“
„Unmöglich!“

„Ich stürzte mich mit dem Kopf vorweg aus der höchsten Zirkuskuppel auf die blanke Bretterbühne und bliebe dann noch eine Minute auf dem Kopf stehen.“
Der Direktor war aufgestanden, kam interessiert näher.

„Wo sind Sie damit schon aufgetreten?“
„Noch nirgends. Es wäre mein erstes Engagement.“

„Was verlangen Sie?“
„Hundert Mark pro Tag.“

Der Direktor mit dem berühmten Zirkusnamen brannte sich eine Zigarre an, ein Zeichen, daß er für etwas längere Zeit hatte.

„Also gut“, sagte er und klopfte dem Todesspringer aufmunternd auf den Rücken, „führen Sie mir Ihr Kunststück vor! Wenn Sie halten, was Sie versprechen, sind Sie engagiert.“

Und so geschah es. Die beiden verließen das Büro, betrat den weite Manege, in der gerade das hölzerne Bassin für die Wasserpantomime aufgebaut war und in dem das Ballett im Trocknen probierte, der Artist drückte dem Direktor die Hand und kletterte bedächtig und mühselig die zweiundzwanzig Meter stellen Leitern längs der Zirkuswand empor, bis er endlich oben in der Mitte der Zirkuskuppel stand.

„Scheinwerfer!“ rief unten der Direktor in die Beleucherkanzel. Vier Scheinwerfer flammten auf, erfaßten den Mann in der Zirkuskuppel. Eine atemlose Spannung hatte alle erfaßt. Ohne Kom-

mendo setzte ein Trommelwirbel ein.

„Achtung!“

„Fertig?“

„Fertig! Ab!“

Der Mann sprang.

Mit dem Kopf zuerst landete er unten auf den Brettern. Hart krachte der Aufschlag. Aber der Mann stand. Er stand auf dem Kopf. Wohl schwankte er ein wenig, als er sich erhob.

Aufgeregt eilte ihm der Direktor entgegen.
„Großartig! Einmal! Unerhört! Die Sensationsnummer! Sie sind engagiert! Hundert Mark pro Abend!“
Der Artist beugte ein wenig benommen den Kopf.

„Zweihundert, Herr Direktor!“

„Zweihundert!“

„Aber vorher sagten Sie doch hundert!“

Der Todesspringer strich sich mit schmerzhaftem Gesichtsausdruck über den Kopf und antwortete:
„Vorher wußte ich nicht, daß es so wehe tut.“

DER KAVALLER

VON HEINZ SCHARFF

Piffette, ein ebenso grazioses wie verwöhntes Mäuschen, stammte aus sehr alter, vornehmer Familie. Seine Annen sollen schon in den Kreuzzügen an Gotthard von Bouillons Suppenwürfeln genagt haben. Ein Onkel Piffettes hat sich rühmlich im Fröschmüsekrieg hervorgetan. Auf jeden Fall gehörte das Mäuschens Sippe zur ersten Hofgesellschaft, sowohl was die Vorder- als die Hinterohre betraf.

Selbstverständlich war Piffette von Jugend auf nur von Kavallieren umgeben. Zu diesen gehörte sich eines Tages ein junger Mäuserich, der war ganz erpicht darauf, dem gnädigen Fräulein zu dienen.

Des gnädigen Fräuleins Instinkt sagte ihm auf den ersten Blick, Monsieur scheint ein Kavaller zu sein, ob er es bis in die äußersten Fingerspitzen, respektive Krällchen, war, das mußte sich erst erweisen. Und es unterzog ihn fleißig der Probe auf das Exempel.

Ein Kavaller ist dazu da, einer Dame in jeder Situation das zu zeigen, was ihn ausmacht. Mäuserich demonstrierte den Kavaller sozusagen blindlings.

Piffette blickte zum Beispiel mit ihren hellen Augen liegig nach einem Würstzettel, der aber aussah, als hätte er Gift im Leib. Mäuserich biß flugs und unverzagt hinein, um den Grad seiner Bekömmlichkeit festzustellen. Die fürchterlichen Grimassen, die er gleich darauf schnitt, bevor er eiligst in Nachbars Garten verschwand, übersah Mäuschen indigniert.

Ein andermal wollte Piffette über einen Bach. Mäuserich warf sich wie ein Kanalschwimmer in die Brust und dann sofort Hals über Kopf in die Fluten, die ihn schlimmer als den Schillerischen Taucher hinabwürfeln. Von einer mitteilenden Welle wieder aus Land gespült, biß er darauf noch stundenlang das klassische Bild einer geauften Maus.

Bei jedem Sprung in die Tiefe sprang selbstverständlich Mäuserich zur Probe voraus, wobei er einmal einen seiner schönsten Nagezähne einbüßte, was empfindlich an seiner Seele nagte. Immer war er darauf bedacht, das verehrte Mäuschen vor sicheren Hals- und Beinbrüchen zu bewahren. Mit jedem Tropfen seines Herzbutes diente er dem eigenwilligen Geschöpf, das ein so schlankes Hälschen besaß und so zarte Beinchen sein eigen nennen konnte.

Einmal gelüstete es Piffette, einem alten Kater

auf der Nase zu tanzen, der gerade sein Mittagsschlafchen hielt. Ob er wirklich so guten Gewissens schlief? Mäuserich setzte kühn über seine Nasenspitze hinweg, da hatte ihn Jener schon am Kragen. Nur der sanften Spielstus des Katers verdankte er sein Leben, der ihn einen Augenblick los ließ, so daß er zerschunden und zerkratzt entweichen konnte.

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!“ glosierte Mäuschen dieses Abenteuer von oben herab, wie es zu allen Teilen Mäuserichs nicht viele Worte machte. Kavallierspflichten verstehen sich von selbst!

Eines Tages hatte Mäuschen im Keller Speck entdeckt. Knusprigen Schweineback, mit dem schönsten Trichinen gespickt. Er befand sich hinter einem romantischen Drahtgeflecht, in dem Mäuserich sogleich eine Falle vermutete. Es roch im Umkreis so verdächtig nach menschlicher Gemeinheit.

„M—m—“, spitzte Piffette das schleckrige Mäulchen, „in Speck gebratene Trichinen sind eine Delikatesse, der ich nicht widerstehe kann.“

„Nur über meine Leiche“, verstellte ihr Mäuserich den Weg, um dann selbst sofort Jenen zu nehmen, der in das Drahtgeflecht führte. Schnapp, da saß er schon gefangen. Vergebens suchte er in die Freiheit zurückzufinden. Das ließ ihn seine gute Erziehung auf einen Augenblick vergessen. Er stieß einen Fluch aus, allerdings im eleganten Französisch, aber es würde trotzdem kein salbiger Ausdruck daraus.

Chokiert zog sich das Fräulein zurück. Mäuserich fluchte auf gut Deutsch weiter, bis ihm der Atem zur kur wurde. Niemand kam, ihn zu befreien, nicht einmal der Tod. Von Hunger geplagt, traß er schließlich den Speck auf.

Als Piffette dies gewahrte, erstarnte sie zu einer Salzsäule.

Er war eben doch kein vollendeter, sondern nur ein Pseudokavaller, dieser Mäuserich. Wieso? fragen Sie? Sie fragen das, oh! — Ein vollendeter Kavaller hätte niemals in Gegenwart einer Dame geflucht, ein untadeliger Kavaller hätte unter keinen Umständen den Speck gefressen, nach dem es der Auserwählten seines Herzens gelüstete, sondern ein Kavaller vom Scheitel bis zur Sohle hätte ihn Piffette mit Grandezza durch die Gitterstäbe herausgereicht, — sich ein Monkel in Auge geklemmt und den Radetzkymarsch gepfiffen.

Damit Sie es wissen!

LIEBER SIMPLICISSIMO

(O. Nüchel)



Schlammabäder müssen heiß genossen werden. Als ich mein erstes Schlammbad nahm, schwitzte ich Blut. Das waren bei Gott Temperaturen! Und immer wieder rumorte draußen im Gang der Bademeister und heißes Wasser nach.

Als ich aus dem Bad ging, traf ich ihn draußen bei den Hähnen.

„Haben Sie denn hier draußen ein Thermometer?“, fragte ich.

Er brumme:

„Haben tun wir schon eins, aber funktionieren tu's halt nimmer! 's ist Krieg, net wahr?“

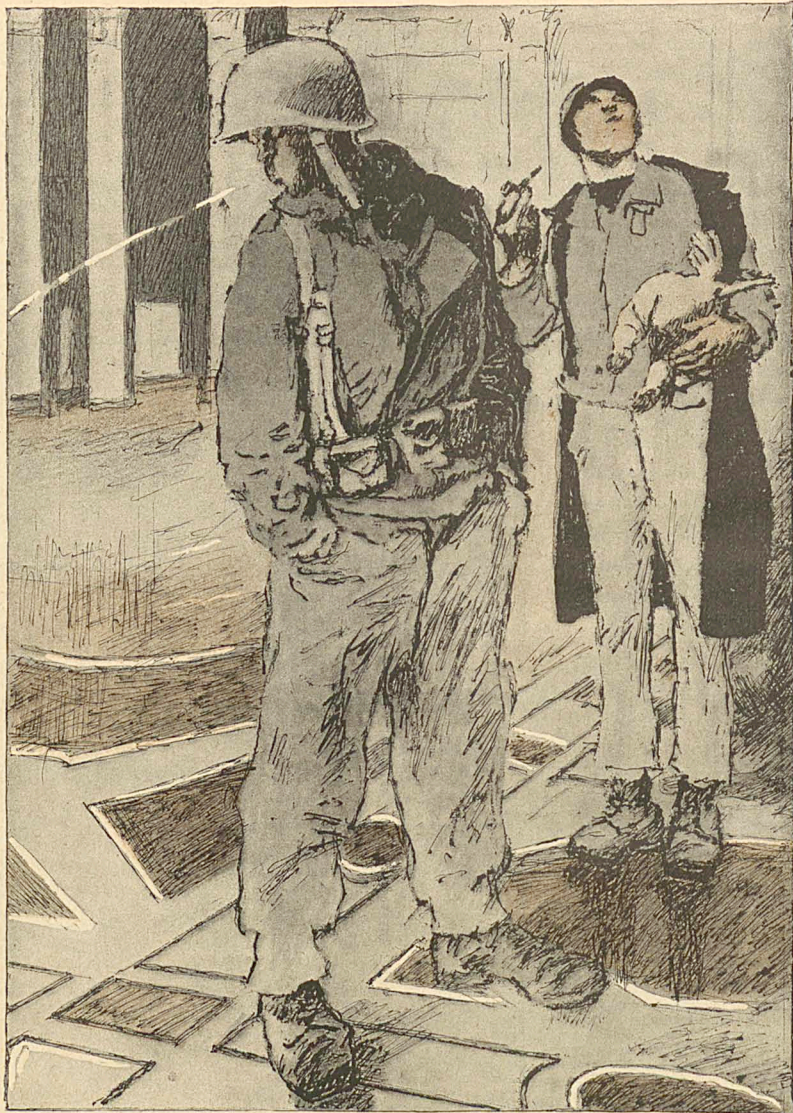
„Und wie kontrollieren Sie dann von außen die Temperatur?“

„Ja mei — bald drinnen einer Aul schreit, nachher ist 's meist zu heiß!“

J. H. R.

Die Herren von Süditalien

(E. Thöny)



... und jetzt suchen wir noch ein Altarbild für daheim übern Kamin, Billy!*

I signori della Bassa Italia: "... e adesso, Billy, cerchiamoci anche una pala d'altare, da metter sopra il nostro caminetto!..